

Ideology and Historiography: The Making of Identity in Yugoslavian Historiography¹

von Carl Bethke, Berlin

Das Europäische Hochschulinstitut in Florenz ist eine 1972 gegründete EU-finanzierte Einrichtung für postgraduierte Studien mit Europa-Schwerpunkt in Rechts-, Wirtschafts-, Politik- und Sozialwissenschaften sowie in Geschichte und Kulturgeschichte, wofür spezielle 3-Jahres Stipendien vergeben werden. Hier befinden sich auch die Historical Archives of the European Communities (HAEC), wo die in Brüssel und Luxemburg produzierten Akten der EU sowie ihrer Vorgängerorganisationen deponiert sind. Nachdem früher ein leider einseitig west-europäischer Ansatz dominierte, sollen zunehmend auch Ost-europa-Themen bearbeitet werden.

Das Thema der Tagung wollte die Debatte um das Selbstverständnis von Historikern bzw. ihre Rolle als Produzenten und -Vermittler nationaler Ideologien aufnehmen; freilich in einem staatlichen Rahmen in dem insbesondere schwer zu überspielende, divergierende historische Dispositionen eine Barriere gegen erfolgreiches nation-building darstellten. In der Vorankündigung legte der Workshop den Akzent auf die Konstruktion von „Jugoslawismus“ als spezifischem Identitätsangebot, welches bekanntlich durch die Entwicklung von einer romantischen Ideologie zu einem transnationalen Integrationskonzept gekennzeichnet war.

In den Vorträgen der meist jüngeren Forscher wurden sowohl verschiedene geographische Ebenen (gesamtstaatlich-regional) als auch methodische Ansätze (wissenschaftliche Historiographie, biographischer Zugang, Schnittstellen zur Parteiideologie, öffentlicher Raum, west-

liche Wahrnehmung) behandelt. Wolfgang Höpken analysierte in seinem Vortrag „Historical Identity in a Divided Society“ die 1918–1941 von staatlicher Seite im öffentlichen Raum (Gedenktage, Schulbücher etc.) unternommenen Versuche, die bereits ausgeprägten und verbreiteten bürgerlich-nationalen Geschichtsdiskurse und Symbole quasi „additiv“ in einen nationalstaatlich bzw. ethnisch verstandenen Jugoslawismus zu amalgamieren. Miloš Koviæ (SANU, Belgrad) identifizierte in seinem Beitrag über serbische Historiographie am Vorabend des ersten Weltkriegs die pro-jugoslawische Richtung als den liberalsten Teil der serbischen intellektuellen Szene. Diese habe sich zunächst in einem ausgesprochenen Spannungsverhältnis zum serbischen Nationalstaat begriffen, welches sich erst mit dem Akutwerden der österreichisch-serbischen Spannungen ab 1906 lockerte, ohne dass die grundlegenden konzeptionellen Divergenzen geklärt wurden. Koviæ wies in diesem Zusammenhang auch hin auf den sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dynamisierenden, vielschichtigen Konflikt zwischen den serbischen Intellektuellen im Königreich Serbien einerseits und in Österreich-Ungarn andererseits. Ervin Dolenc (Institut für Zeitgeschichte, Ljubljana) beschrieb das komplexe Verhältnis der slowenischen Diskurse zum Jugoslawismus. Dieser sei hier erst vergleichsweise spät zum Durchbruch gekommen, wobei es zunächst eine Konkurrenz zwischen einem jugoslawisch verstandenen Trialismus innerhalb der Monarchie und einem panslawistischen Groß-Jugoslawismus gab. Nach 1918 profitierte der Jugoslawismus von

den Spannungen mit Österreich, doch setzte sich jene Fraktion, die auf Bewahrung der kulturellen Eigenstaatlichkeit setzte, bereits durch. Auf dieser Grundlage wurde im kommunistischen Jugoslawien insbesondere die slowenische Parteiorganisation zum Advokaten eines dynamischen Föderalismus. Der Beitrag der Historiker zum Jugoslawismus in Slowenien wurde, jenseits von Partei- und Partisanengeschichte nach 1945, insgesamt als nicht sehr hoch eingeschätzt. Der Beitrag von Predrag Markoviæ (Institut für Sozialgeschichte, Belgrad) war dem Versuch gewidmet, nach 1945 eine transnationale Identität zu schaffen. Die seit den siebziger Jahren auf verschiedenen Ebenen erstarkenden intellektuellen u.a. Gegenreaktionen interpretierte Markoviæ als Antwort auf sich bereits abzeichnende Erfolge dieses Konzepts, freilich insbesondere außerhalb der Institutionen. „All nations may be imagined communities, but some require more imagination than others“ – anhand dieses denkwürdigen Zitats erläuterte Dušan Djordjeviæ (Stanford) das Scheitern eines integralen Jugoslawismus, von dem auch die ehemals jugoslawistisch orientierten serbischen Historiker wie Vladimir Ćoroviæ in den dreißiger Jahren bereits weitgehend abrückten. In dieser Zeit sei vielmehr ein neuer Historizismus an die Stelle eines ahistorischen Voluntarismus getreten, verbunden allerdings noch mit der auch historisch begründeten (Slobodan Jovanoviæ), machtpolitischen Notwendigkeit eines gemeinsamen Staates. Christian Promitzer stellte den slowenischen Ethno-Historiker Niko Ćupaniæ (1876–1961) vor. Ćupaniæ stammte aus der Bela Krajina, einer ethnisch sehr komplexen Landschaft im slowenisch-kroatischen Grenzraum. In Anlehnung an Jovan Cvijiæ vertrat er einen rassistisch-biologistisch begründeten Jugoslawismus, mit explizit pro-serbischer Attitüde. Nichtsdestotrotz galt er, im Zweiten Weltkrieg Angehöriger der Partisanen, im kommunistischen Jugoslawien als hochangesehener Wissenschaftler. Carl Bethke untersuchte in seinem Beitrag die komplexen Wechselbeziehungen zwischen der Entwicklung der jeweiligen südslawischen und nicht-südslawischen Identitäten in der Vojvodina. Anhand historiographischer Beispiele zeige sich, dass Pan-Ideologien wie der Jugoslawismus in Gefahr seien, erhebliche Disparitäten durch Projektion auf externe Feindbilder und Bedrohungsszenarien zu kompensieren. In Mischgebieten wie in der Vojvodina könne die einseitige Beschwörung ethnisch verwandter, aber räumlich ferner „Brüder“ leicht exklusiv wirken, wohingegen stabile regionale Identitäten günstigere Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Integration schafften. Das bemerkenswerteste Referat trug m.E. Dejan Joviæ (Zagreb, Florenz) vor, der sich mit der Frage befasste, warum die serbische Parteiorganisation der Verfassung von 1974 zugestimmt habe. Joviæ verwies auf den ex-post-Charakter heutiger populärer Geschichtskonstruktionen (Allmacht Titos, Opportunismus), und stellte demgegenüber die tatsächliche ideologische Gläubigkeit der damaligen Kader heraus; das unbestreitbare Spannungsverhältnis zu Tito sei keineswegs auf Kardelj übertragbar. Außerdem habe man sich zu Recht eine Stärkung der Autonomie auch

Serbiens erhofft, welches Anfang der 70er Jahre einen exponiert liberalen Kurs vertrat. Dass dann, wie in der Diskussion bekräftigt wurde, die erste Hälfte der siebziger Jahre von einer gewissen reideologisierenden Tendenz gekennzeichnet war, zeigt jedenfalls, dass die 74er Verfassung (die längste der Welt) nicht allein durch das Prisma der nationalen Frage zu interpretieren ist. Joviæ dokumentierte auch, dass bei prominenten Gegner des „Brioni-Jugoslawiens“ wie Dobrica Ćosiæ der serbische Nationalismus seine Wurzeln zunächst in einem rigiden jugoslawischen Unitarismus, ja „Internationalismus“ hatte. Abschließend behandelte Brigitte Frello (Kopenhagen) die Wahrnehmung der jüngsten Kriege in westlichen Medien, und kam zu dem Schluss, dass selbst Dänemark einseitig zu Gunsten der Kroaten und Bosnier Partei ergriffen habe.

In den Referaten und den Aussprachen wurde deutlich, dass die Position öffentlicher und wissenschaftlicher Geschichtsdiskurse zum Jugoslawismus nur im Rahmen breiterer gesellschaftlicher Tendenzen verstanden werden kann. Während Historiker an der Formulierung der Einzelnationalismen exponiert beteiligt waren, war ihr Beitrag zum Jugoslawismus in theoretischer Hinsicht weniger spezifisch, z.T. reaktiv. Ausnahmen bildeten etwa die kommunistische Partisanenhistoriographie, sowie Ansätze eines national-unitaristischen Konzepts. Kritiker und Freunde, zumal im Ausland, sollten respektieren, dass es „den Jugoslawismus“ nicht gab. Die Vorstellung von „Jugoslawien“ taucht im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts von Strossmayer über Cvijiæ bis Kardelj und Rankoviæ bis Ljotić in sehr unterschiedlichen ideologischen Kontexten auf, entsprechend differenziert waren die daran gebundenen inhaltlichen Handlungsmodelle. Fest steht allerdings, dass die Verschiedenheit der Vorstellungen, bzw. Missverständnisse darüber was Jugoslawismus sei, maßgeblich zu seinem Scheitern beigetragen haben.

Papers: <http://www.iue.it/Personal/Strath/Conferences/yugoslav.htm>

Carl Bethke ist Wiss. Mitarbeiter am AB Geschichte und Kultur am Osteuropa-Institut der FU Berlin.

¹ Die Tagung fand am *European University Institute, Robert Schuman Centre and the Department of History*, Florenz 8.–9. Mai 2000 statt, unter der Leitung von Prof. Bo Strath.

Osteuropa zwischen Integration und Differenz. Probleme europäischer und kultureller Differenzierung

hrsg. von HOLM SUNDHAUSSEN

Peter Lang Verlag Frankfurt/M. u.a. 1999